

Wie viel bin ich wert?

Hans-Joachim Höhn

»Das sollten Sie sich wert sein!« – Immer häufiger finden sich in meinem Briefkasten Werbeprospekte, die teils mahnend, teils ermutigend an mein Selbstwertgefühl appellieren. Die Bandbreite der Anforderungen ist beträchtlich: Kreuzfahrten mit einem Luxusschiff in der Karibik sind ebenso dabei wie Wellness-Wochenenden in einem Schweizer First-class-Hotel. Das eine ist als Belohnung gedacht für eine harte Zeit im Leben, die erfolgreich durchgestanden wurde. »Man gönnt sich ja sonst nichts!« Das andere dient der notwendigen Auffrischung von Lebenskraft und Lebensfreude. Vielleicht sollte ich auch auf den Vorschlag eingehen, ein »Anti-Aging-Programm« zu buchen. Dass man das Älterwerden auf später verschieben kann, klingt verlockend. Wer länger jung bleibt, wird später alt. Wenn das Altern vertagt wird, bleibt das Lebensende in weiter Ferne. Für den Fall, dass dabei unerwartete Schwierigkeiten auftreten, sollte ich auf die Offerte einer Zusatzversicherung eingehen. Weil die Standardtarife immer weniger Lebensrisiken abdecken, ist es sinnvoll, beizeiten vorzusorgen. Nicht ganz billig, aber schließlich geht es um meine Gesundheit, meine Sicherheit, mein Leben. Das sollte mir einiges wert sein!

Auf den ersten Blick scheint sich in der modernen Gesellschaft nahezu alles um das Individuum und sein Wohlergehen zu drehen. Der Anspruch des Menschen, etwas Besonderes und Bedeutendes zu sein und in einer besonderen, bedeutungsvollen Welt zu leben, war offenkundig noch nie seiner Einlösung so nahe. Auf politischer Ebene ist seine besondere Würde anerkannt und durch Grund- und Menschenrechte einklagbar geworden. Der medizinische Fortschritt hat Möglichkeiten der Lebensverlängerung geschaffen, welche die Todesgrenze immer weiter hinausschieben. Die Welt ist nicht mehr nur der Ort, an dem man sich einzig den Tod holen kann. Etwas Besseres als den Tod kann der Mensch nun an vielen Orten in dieser Welt finden.

Wo die Macht des Todes beschnitten und die Fesseln der Natur gelöst wurden, kann endlich eine Welt der freien Selbstverwirklichung entstehen. Erst dies ist eine Welt, die des Lebens wert und aller Bemühungen um seinen Erhalt würdig ist.

Bei einem zweiten Blick auf die moderne Gesellschaft wird aber rasch deutlich, dass Wert und Würde des Menschen ihren Preis haben. Die Errungenschaften der Moderne kommen nur jenen zugute, welche sie sich leisten können. Wer auf einer besonderen Lebensqualität besteht, muss dafür zahlen. Was ein Mensch (sich) wert ist, kann man daran festmachen, was sich jemand leisten kann. Es lässt sich aber auch daran ablesen, was die Gesellschaft zu finanzieren bereit ist. Das fängt mit dem Arbeitslosengeld an und endet mit einem Zuschuss zur Miete für Bedürftige. Für beides stehen immer weniger Mittel zur Verfügung. Zugleich steigt der Bedarf – ein untrügliches Indiz für die Bedeutung einer Sache. Wie wichtig und wertvoll etwas ist, zeigt heute aber nicht mehr allein die Nachfrage, die es findet. Es hängt auch nicht von der Dringlichkeit eines Bedürfnisses ab, das erfüllt werden soll. Es macht sich vor allem an dem Preis fest, für den es erhältlich ist. Wenn der Preis stimmt, ist alles zu haben.

Offensichtlich ist der Anspruch des Menschen, etwas Besonderes und Bedeutendes zu sein, nur noch für bestimmte Einkommenschichten einlösbar. Wer genug Geld hat, kann sich alles leisten. »Sich alles leisten zu können« ist die säkulare Definition des religiösen Wortes »Allmacht«. Und wer sein Vermögen in einer frei konvertierbaren Währung anlegt, kann überall hin und kann sich überall alles leisten. »Freie Konvertierbarkeit« ist die säkulare Definition der ehemals religiösen Vorstellung von »Allgegenwart«. An die Stelle eines Gottesverhältnisses ist hier offensichtlich ein Geldverhältnis getreten. Und darum wird das Geld nicht nur zum Maßstab für den Wert von Waren und Dienstleistungen. Es dient auch zur Bewertung von Warenproduzenten und Dienstleistern. Danach richtet sich ihr Verdienst. Und nach dem Einkommen richten sich vielfach auch Status und Prestige. Von beiden hängt wiederum das Selbstwertgefühl ab.

»Verdienen Sie, was Sie verdienen?« Für die Antwort auf diese Frage gibt es im Internet die passende Hilfestellung auf einer speziellen

Homepage. Leitende Angestellte und Manager lassen sich hier nicht über den Börsenwert ihrer Firmen informieren, sondern über ihren eigenen Marktwert aufklären. Über das Anklicken entsprechender Angaben zu Größe und Umsatz eines Unternehmens, zur eigenen Stellung in seiner Hierarchie, zur Zahl der Mitarbeiter errechnet sich das zu erwartende Jahreseinkommen. Jetzt weiß jeder, was ihm zusteht.

Wer viel leistet, darf mit Fug und Recht entsprechende Gegenleistungen erwarten. Wer viel leistet, darf sich auch mit gutem Gewissen viel leisten. Aber daran den Selbstwert, den Eigenwert einer Person festzumachen, ist fatal. Ein solcher »homo oeconomicus«, der sein Selbstbewusstsein aus seiner Kaufkraft und seinem Marktwert bezieht, muss selbst immer etwas zu Markte tragen und zu verkaufen haben. Wer so weit geht, sich mit seinem Marktwert zu identifizieren, muss letztlich auch sich selbst verkaufen. Dies wird heute kaum noch als Unglück empfunden. Wenn über jemanden gesagt wird, er verkaufe sich gut, so ist das meist als Lob gemeint, oft sogar als höchstes Lob. Es kommt nicht mehr darauf an, nur »gut« zu sein, also moralischen Anforderungen zu genügen. Besser dran ist, wer sich »gut verkaufen« kann – so kommt man im Leben am ehesten auf seine Kosten. Manchmal genügt es sogar, sich nur gut verkaufen zu können, – wenn man sonst nichts kann. Zumindest hat man so größere Aussichten, es im Leben zu etwas zu bringen, als wenn man nur »gut« ist.

Ein solches Denken hat Folgen weit über das Wirtschaftsleben hinaus: Wer sich als »homo oeconomicus« in Arbeit und Konsum selbstverwirklichen soll, geht sich in Arbeitslosigkeit und Armut verloren. Meistens machen sich die Verlierer die Werteskala der Gewinner auch noch zu eigen. Die Gleichung lautet dann: Weniger Geld – weniger Wert. Wer am Ende nur noch die bloße Haut zu Markte tragen kann, findet kaum jemanden, der dafür etwas zahlen will. Was keinen Geldwert hat, besitzt auch keinen Eigenwert.

Wohl dem, der am Monatsende noch im Haben und nicht im Soll steht. Der Kontostand gibt nicht nur Aufschluss über das Guthaben eines Menschen, sondern unterrichtet auch über seine »Bonität«, über seine Kreditwürdigkeit. Wie weit man jemandem trauen kann, wie gut jemand dasteht, ist somit einkommensabhängig – und nicht mehr

über moralische Standards zu erfassen. Natürlich gibt es immer wieder auch Protest gegen diese Tendenz einer »Monetarisierung« des Lebens. Immer wieder wird Kritik daran geäußert, die Qualität eines Lebens über »geldwerte Vorteile« zu beziffern, die man sich im Leben verschafft. Und immer wieder wird auch darauf hingewiesen, dass es im Leben auf immaterielle Werte ankomme. Wertgegenstände dieser Art sind nicht käuflich. Wie auch die Besonderheit von Grundrechten darin liegt, dass sie unveräußerlich sind. Das soll auch für Wert und Würde des Menschen selbst gelten. Dass sie nicht kostenpflichtig sind, macht sie erst kostbar.

Wer mit Entschiedenheit dafür eintritt, dass Wert und Würde des Menschen buchstäblich »unverrechenbare« Größen darstellen, muss ihre Basis jenseits des Ökonomischen suchen. Was wie ein Ausweg klingt, kann sich jedoch als Sackgasse erweisen. Denn dass es jenseits des Ökonomischen überhaupt eine Rechtfertigung für den Anspruch gibt, vom Wert und der Würde menschlichen Lebens ein besonderes Aufheben zu machen, wird schon lange grundsätzlich in Frage gestellt. Der Gang der Wissenschaft bringt seit geraumer Zeit immer neue Erkenntnisse hervor, die es fraglich machen, ob der Anspruch des Menschen überhaupt berechtigt ist, etwas Besonderes und Bedeutendes in einer besonderen und bedeutungsvollen Welt zu sein. Kopernikus, Darwin, Marx, Nietzsche und Freud markieren jene Zäsuren, an denen sich diese Vorstellung als trügerisch erwiesen hat: Der Mensch besetzt keinen archimedischen Punkt im Weltall, um den sich alles dreht. Er ist als Naturwesen das Produkt einer Evolution, die nach dem Muster von Versuch und Irrtum überlebensfähige Lebewesen hervorbringt, die ihrerseits genetisch so programmiert sind, dass sie das tun, was für die Optimierung ihres Genpools am besten ist. Als soziales Wesen ist der Mensch ein Rädchen im Getriebe der wirtschaftlichen Produktivkräfte. Als Kulturwesen bringt er eine Moral hervor, die nur dazu dient, seine genetisch und sozialgeschichtlich bedingten Mängel zu kaschieren. Als Vernunftsubjekt ist er nicht Herr über sich selbst, sondern Kurier der Botschaften, die zwischen seinem Über-Ich und den Tiefenschichten seiner Psyche ausgetauscht werden. Die Genforschung zeigt

den Menschen nicht als Krone der Schöpfung, sondern als deren Rohstoff. Sich selbst zu erkennen, heißt nun, sich als Bündel genetischer Informationen zu begreifen und in den Griff zu bekommen. Dies hat den Vorteil, dem Dasein eigenhändig ein Design geben zu können. Allerdings wird sich die Beförderung des Menschen zum »Genieur« nicht lange halten. Die passende Desillusionierung hält schon die Neurobiologie bereit: Geist und Intellekt sind hier nichts anderes als neuronale Ereignisse in bestimmten Hirnarealen. Der Mensch ist nicht Ingenieur, sondern das Labor, in dem die Selbstorganisation des Materiellen stattfindet.

Aber nicht nur die Behauptung einer Sonderstellung des Menschen *in* der Welt ist prekär und problematisch. Auch der Gedanke an eine Sonderstellung *der* Welt im Kosmos scheint überholt. Jedenfalls gibt es keine ernsthafte Theorie der Astrophysik mehr, die diese Ansicht stützt. In einem unermesslichen Weltraum, der weder Mitte noch Anfang und Ende kennt, ist die Erde nichts anderes als ein unbedeutender, vergänglicher Stern am Rand einer durchschnittlich großen Spiralgalaxie. Im kosmischen Ganzen ist sie kaum von Belang. Wie kann es im Kontext solcher Bedeutungslosigkeit etwas Bedeutendes geben?

So verkürzt und überspitzt diese Bestimmungen des Menschen auch sein mögen, so bedrängend ist doch die Problemanzeige, die darin zum Ausdruck kommt: Was hat es mit dem Menschen letztlich auf sich? Mit welchem Recht kann er im Kontext der Bedeutungslosigkeit für sich selbst Bedeutung, Wert und Würde beanspruchen? Die angedeutete Einordnung des Menschen in einen letztlich bedeutungslosen Natur-, Geschichts- und Sozialzusammenhang schränkt den Spielraum für die Beantwortung dieser Frage merklich ein. Diese Einschränkung wird aber offensichtlich dadurch ausgeglichen, dass die bisher von Natur aus unverfügbaren Bedingungen menschlichen Daseins zunehmend in den Verfügungsbereich des Menschen rücken. Was die Natur aus ihm macht, ist inzwischen vom Menschen selbst abhängig. Ehe die Natur etwas aus ihm macht, macht der Mensch etwas aus und mit der Natur. Was bisher Voraussetzung seines Daseins war, wird nun zur Folge seines Denkens und Tuns. »Der Mensch ist nichts anderes als das, wozu er sich macht« (J.-P. Sartre). Wenn er nicht von Natur etwas Be-

deutendes ist, kann er sich dann nicht trotzdem selbst zu einem Wesen machen, das etwas Besonderes wird? Kann er nicht aus eigener Kraft in seiner Welt für sein Dasein eine Wertsteigerung erzielen?

Was es mit dem Leben, seinem Wert und seiner Würde auf sich hat, richtet sich nach gängiger Auffassung in der Tat danach, was man aus dem Leben macht. Diese Auskunft ist jedoch eher Ausdruck des Problems als dessen Lösung. In der Philosophie steht der Begriff »Wert« traditionell für jene Eigenschaft einer Sache oder einer Person, weswegen sie vernünftigerweise gewollt, erstrebt, begehrt oder geschätzt werden kann. Auch die Welt und die Existenz des Menschen in der Welt können darauf befragt werden, unter welcher Rücksicht sie attraktiv oder annehmbar sind. Ob es dafür eine vernünftige Rücksicht gibt, wird von kritischen Zeitgenossen bezweifelt. Zuviel spricht eigentlich dagegen, dass die Welt, so wie sie ist, vernünftigerweise akzeptiert werden kann.

Wenn die Welt von sich aus noch nicht akzeptabel ist, so kann man diesem Mangel vielleicht abhelfen. Was nicht ist, kann ja noch werden – durch menschliches Zutun. Die Moderne ist davon überzeugt, dass der Mensch einiges tun kann, um die Welt zustimmungsfähig zu machen. Erneut begegnet hier die Überzeugung: Wenn es mit dem Dasein in dieser Welt etwas auf sich haben soll, dann ist dies eine Frage der Machbarkeit.

Allerdings blendet diese Überzeugung ein Problem aus, das elementar mit der Herstellung von Daseinsakzeptanz durch die Verbesserung der Lebensverhältnisse zu tun hat. Jeder Anspruch, durch die Veränderung der Weltverhältnisse – auch mit den Mitteln der Biotechnologien – die Welt akzeptabler zu machen, muss davon ausgehen, dass die Welt nicht von vornherein etwas Missglücktes oder unauflösbar Misslungenes darstellt. Wer etwas zum Besseren verändern möchte, kommt nicht umhin, es für besser zu halten, etwas zum Besseren zu verändern, als es bleiben zu lassen. Es kommt hierbei nicht alles auf das Tun des Menschen an. Die Welt muss von sich aus wenigstens Akzeptanzsteigerungen ermöglichen und einen Ansatz dafür bieten, sie annehmbar zu machen. Aber das reicht noch nicht. Die Welt müsste auch von sich aus

einen Anhalt für die Überzeugung geben, es sei besser, sie zu verbessern als es zu unterlassen. Nur dann zeigt sich, dass sie nicht nur Verbesserungen ermöglicht, sondern dieses Aufhebens auch wert ist. Ob diese Annahme berechtigt ist, lässt sich aber an der Welt nicht ablesen. Es könnte sein, daß sie letztlich »unverbesserlich« bleibt. Dann wären alle Anstrengungen der Daseinsoptimierung sinn- und wertlos. Deswegen erübrigt sich keineswegs die Frage, ob das Dasein der Welt überhaupt etwas Wertvolles ist. Wenn die Welt etwas unaufhebbar Misslungenes darstellt, kann man sich jegliche Mühe der Weltverbesserung sparen. Wenn sie es aber nicht ist, müsste sich dann nicht etwas vom ursprünglichen »Gut-sein« der Welt in Erfahrung bringen lassen!?

Wie prekär jedoch die Ermittlung einer solchen Erfahrungsbasis ist und in welche Paradoxien sie gerät, ergibt sich bei einem nochmaligen Blick auf die Verfassung des menschlichen Daseins in dieser Welt. Von einem ursprünglichen Sinn des Lebens und Wert des Daseins ist dabei nichts zu erkennen. Man braucht dazu nur auf die Umstände zu sehen, unter denen sich menschliches Leben abspielt:

Das Größte, das dem Menschen im Blick auf das Eigensein der Welt erfahrbar ist, das physische Weltall, zeigt sich nämlich gleichgültig gegenüber allem, was in ihm geschieht. Im Kosmos gibt es keine Anzeichen dafür, dass unser Planet oder unsere Galaxie etwas Bedeutendes ist. Man kann im Gegenteil das Fehlen solcher Anzeichen sogar als Indiz für die Bedeutungslosigkeit und die Nichtigkeit des Menschen deuten. Wenn das Weltall dem Menschen letztlich nur seine Winzigkeit und Unerheblichkeit vor Augen führt, so wird es nahezu unmöglich, das gesamte Weltgeschehen noch als sinnhaftes Ereignis zu sehen und auf den Menschen zu beziehen.

Andererseits ist das Nächste, das dem Menschen erfahrbar ist, sein eigenes Dasein, ihm nicht gleichgültig, sondern höchst bedeutsam. Gegen die Indifferenz des Kosmos angesichts allem, was in ihm geschieht, setzt der Mensch die Differenz, dass er sich und seine Welt wichtig nimmt, an sich und seiner Welt interessiert ist. Er tut dies gegenüber einer Natur, die an diesem menschlichen Selbstinteresse nicht erkennbar interessiert ist. Dasein heißt somit: sich selbst wichtig nehmen angesichts einer Wirklichkeit, welche dieses Insistieren auf

Bedeutung mit Desinteresse quittiert. Damit entsteht das Paradox, dass der Mensch sein für ihn höchst bedeutsames Dasein als für die Natur und den Kosmos ganz und gar gleichgültig und unerheblich anerkennen muss.

Für viele Skeptiker behauptet der letzte Satz schon zuviel. Es ist für sie der Ausdruck metaphysischer Wichtigtuerei. Ihr Einwand zielt darauf, ob es der Mensch wirklich wert ist, dass man seinem Daseinsinteresse soviel Gewicht beimisst. Das 20. Jahrhundert durchzieht eine Blutspur der Gewalt, der Unterdrückung und Ausbeutung. Wo sich ein Wesen offenbart, dessen Aggressivität es im Vergleich zu jedem »Raubtier« als die größere Bestie, als »Untier« erweist, verwandelt sich jede an den Menschen geknüpfte Weltverbesserungserwartung als Trug. Es ist keineswegs ausgemacht, ob der Mensch es wirklich verdient, zur Welt zu kommen. Und noch viel weniger ist erwiesen, dass er fortexistieren soll mit einer Welt. Denn er weiß ja um ihre Verbesserungsnötigkeit ebenso wie um die Tatsache, dass der Nebeneffekt seiner Weltverbesserungen immer auch die Verschlechterung der Welt war. Die unbestrittene Verbesserungsnötigkeit besagt eben nichts über die Erfolgsaussichten. Eher sind die unbetrittenen Mißerfolge ein Anzeichen für die fehlende Verbesserungswürdigkeit. Nimmt man beides zusammen, lässt sich daraus erst kein Argument für den Fortbestand der Menschheit zum Zwecke der Selbst- und Weltverbesserung ableiten.

Allerdings wird hier der zweite Schritt vor dem ersten getan. Die Frage des Weiterlebens stellt sich demjenigen nicht mehr, der überzeugt ist, es sei besser, nicht geboren zu sein. Wenn man das Nichtsein dem Dasein vorzieht, erledigt sich die Aufgabe der Daseinsakzeptanz. Es geht auch nicht um die Alternative, ob man sich mit den kleinen und großen Annehmlichkeiten im Leben über alles Unannehmbare hinwegtrösten will. Die entscheidende Aufgabe besteht darin, nach einer Hinsicht zu suchen, die es rechtfertigt, angesichts des Inakzeptablen in der Welt das Leben in und mit dieser Welt dennoch anzunehmen. Wer sich für dieses »dennoch« entscheidet und seinen Teil zur Verbesserung der Welt beitragen will, steht erneut vor der Frage nach dem ursprünglichen »Gut-sein« der Welt. Erneut zeigt sich: Jeder Anspruch, durch Verän-

derung der Weltverhältnisse die Welt akzeptabler zu machen, muss davon ausgehen, dass die Existenz dieser Welt nicht von vornherein einem Verhängnis oder einem unverdienten Unglück gleichkommt – mag es dafür auch manchen Anschein geben. Insofern müsste das Ziel menschlichen Bemühens um ein sinnvolles Dasein zugleich dessen Ursprung sein: ein Dasein, dass per se nicht absurd oder gleichgültig ist, sondern zustimmungsfähig und Zustimmungen ermöglichend.

Ob man mit der Welt etwas anfangen kann, hat damit zu tun, wie die Welt selbst angefangen hat. Ein guter Anfang erleichtert ihre Akzeptanz. Wie aber lässt sich ergründen, wie alles angefangen hat? Diese Frage nach den Anfangs- und Akzeptanzbedingungen des Daseins zielt nicht auf eine Theorie der Weltentstehung, die in Konkurrenz zu naturwissenschaftlichen Erklärungen vom Anfang des Lebens treten könnte. Hier geht es nicht um einen datierbaren Anfang im zeitlichen Sinn, den man hinter sich bringen kann. Vielmehr geht es um Grundlegendes, das bleibend alle Daseinsvollzüge bestimmt, mit dem man immer wieder etwas anfangen kann und das die Voraussetzung für jeden »guten« Anfang bildet.

Die naturwissenschaftlichen Auskunfteien zeigen sich angesichts dieses Themas rasch »überfragt«. Sie überweisen den Fragesteller dann gerne an Instanzen, die »jenseits« der empirischen Wissenschaften angesiedelt sind. Als erste Adresse bietet sich die Philosophie an; Mythos und Religion beanspruchen für Sinnfragen ebenfalls Zuständigkeit. Für ihre Anhänger sind sie für die Klärung existenzieller Fragen sogar die besseren Adressen. Dieser Streit muss hier nicht entschieden werden. Begnügen wir uns mit dem Vorschlag, dass Mythos und Religion mit ihren Ursprungsreflexionen keine schlechte Adresse darstellen. Dies gilt in besonderer Weise für die Schöpfungserzählungen in der Bibel (Gen 1-2). Hier wird die Frage nach dem Herkommen der Welt gestellt als Frage nach den Bedingungen für einen guten Anfang der Welt.

Die Antwort auf diese Frage steht jedoch eigenartig quer zu den Erwartungen des Fragestellers. Laut Auskunft der Bibel hat die Akzeptanz der Welt damit zu tun, dass sie »gutgeheißen« werden kann. Mit dem Gutheißen der Welt endet jeweils ein Schöpfungstag. Neunmal heißt es (in Gen 1,1-2,4a): »Gott sprach – so geschah es – Gott sah,

dass es gut war.« Das Wort »gut« (hebr. »tob«) ist in diesem Zusammenhang am besten mit dem altmodischen Wort »wohlgetan« wiederzugeben. Das Gelungene, Wohlgetane macht es aus, dass Gott daran sein »Wohlgefallen« hat. Darum schwingt in dem hebräischen Wort »tob« auch die Bedeutung »schön« mit. Schön und gut ist das, woran man seine Freude hat. Darin liegt auch sein besonderer Wert.

Aber gerade an diesem Punkt beginnt die Irritation. Sinn und Wert der Schöpfung haben in dieser Geschichte nichts mit dem zu tun, womit üblicherweise etwas als »gut« und »wertvoll« ausgezeichnet wird. Meist ist damit der Gedanke der Zweckdienlichkeit verbunden. Das heißt: Sinn und Wert hat, was als Mittel für das Erreichen eines Zieles geeignet ist. Sein Gebrauchswert hängt davon ab, wozu man es vorzugsweise gebrauchen kann oder welche Funktion es erfüllt – wie etwa ein Werkzeug oder ein technisches Gerät. Zum Einschlagen von Nägeln empfiehlt sich darum eher ein Hammer als eine Zange. Sinn- und wertlos ist, was zum Erreichen bestimmter Ziele nichts beitragen kann, weil es etwa einen Defekt hat. Mit einem stumpfen Skalpell in der Hand wird kein Chirurg eine Operation beginnen. Sinn und Wert kann auch dasjenige haben, was etwas bedeutet, was zu denken gibt oder gedeutet werden kann – wie etwa die Partitur eines Musikstücks, die interpretiert, gespielt werden kann.

Im Schöpfungsmythos der Bibel findet sich keiner dieser Sinn- und Wertbegriffe, mit dem gesagt werden könnte, wozu die Welt »gut« ist. Er enthüllt keinen göttlichen Plan, in dem jedes Geschöpf eine bestimmte Rolle zu spielen hat, die seinem Leben Sinn und Halt gibt. Er offenbart kein Drehbuch für die Weltgeschichte, das auf seine Verfilmung wartet. Für die Biographie des Menschen ist keine Partitur hinterlegt, die einstudiert und abgespielt werden könnte. Gemessen an diesen Vorstellungen ist die Schöpfung bar jeder Bedeutung. Sie ist noch nicht einmal unbedeutend, weil von geringem Wert, sondern bedeutungslos. Im letzten hat es nichts mit ihr auf sich. Ähnlich steht es um die Welt, wenn nach ihrer Zweckdienlichkeit gefragt wird. Gemessen an diesem Kriterium ist sie zu nichts zu gebrauchen. Und die Suche nach einem besonderen Daseinszweck erweist sich selbst als zwecklos.

Die Suche nach dem Grund für die Erwartung, mit dem Dasein des

Menschen und seiner Welt könnte es etwas Besonderes auf sich haben, muss offensichtlich ergebnislos abgebrochen werden. Ein solcher Grund ist nicht zu sehen. Die Welt existiert offenkundig grundlos. Was moderne Daseinsskeptiker immer schon wussten, scheint der biblische Schöpfungsmythos zu bestätigen. Aber er versieht dieses Wissen mit einer besonderen Pointe, die eine nihilistische Deutung des Daseins dementiert: Das Gut-Sein der Welt besteht nicht darin, dass sie *für* etwas gut ist, dass sie ein geeignetes Mittel für das Erreichen weiterer Ziele ist. Das einzige Ziel, das Gott mit der Erschaffung der Welt im Auge hat, ist ihr Dasein als solches. Gerade deswegen ist die »Grundlosigkeit« der Schöpfung für alle Geschöpfe eine Wohltat. Ihr Dasein trägt seinen Zweck in sich selbst. Nur ein solches Dasein ist sinnvoll. Es zählt zu den Sinnbedingungen des Daseins, dass es keinen »höheren« Zweck hat, auf den hin es entworfen wurde. Dies ist wiederum eine Voraussetzung für die freie Akzeptanz des In-der-Welt-Seins. Das eigene Dasein lässt sich nur dann als Wohltat empfinden, wenn es allen Zweck- und Nutzenbestimmungen enthoben ist. Es wäre fatal, wenn der Mensch seine Daseinsberechtigung auf der Basis bestimmter Zweckdienlichkeiten immer neu beweisen müsste. Es wäre verhängnisvoll, wenn wir durch unser Leben Gründe dafür liefern müssten, die eine Antwort geben auf die Frage: Mit welchem Recht bist Du auf der Welt?

Dass die Schöpfung in den Augen Gottes gut ist, bedeutet, dass seine Geschöpfe davon entlastet und befreit sind, ihre Daseinsberechtigung selbst nachweisen zu müssen. Genau das ist die Antwort, die der biblische Ursprungsmythos auf die Sinn- und Akzeptanzparadoxie unseres Daseins gibt: Er nennt die Bedingung dafür, dass und warum sich der Mensch für bedeutsam halten darf, auch wenn in der ihn umgebenden Wirklichkeit kein Grund zu finden ist, der seine Selbst-Wertschätzung rechtfertigt. Diese Bedingung ist das voraussetzungs- und bedingungslose Freigelassensein ins eigene Dasein, das wohlthuende Unterschiedensein vom Nichts. Sofern dieses Geschaffensein bedingungslos und zweckfrei ist, erweist sich die Frage, »warum« Gott Welt und Mensch erschaffen habe, als unsinnig. Eine solche Frage sucht nach Bedingungen, Gründen und Zweckbestimmungen für ein Da-

sein, dessen »Grundlosigkeit« doch gerade die Grundlage seiner Würde und seines Eigenwertes ist.

Wer bei der Frage nach dem Grund des Daseins auf die Kategorie der Grundlosigkeit stößt und dies als »wohltuend« ausgibt, löst als erste Reaktion meist ein heftiges Kopfschütteln aus. Hier wird anscheinend zusammengebracht, was nicht zusammengehört. Mit »Grundlosigkeit« assoziiert man zunächst Willkür und Beliebigkeit – also jenes, was Wert und Sinn untergräbt, anstatt beides zu ermöglichen. Wer sich aber von dieser Fixierung befreit, dem geht eine Alternative auf. Etwas grundlos zu tun, heißt auch: keine Hintergedanken und Nebenabsichten zu hegen, sondern etwas um seiner selbst willen zu wollen. Jemanden grundlos ins Leben rufen und am Leben erhalten ist identisch mit dem Vollzug der unbedingten Bejahung. Wer jemanden unbedingt bejaht, will nichts von ihm oder ihr, sondern für ihn und sie: *dass* er und sie ist, dass er oder sie *frei* ist und sich selbst zu *eigen* ist.

Grundlosigkeit erweist sich in diesem Hinblick als eine Freiheits-, Identitäts- und Sinnbedingung menschlicher Existenz. Allein ein Dasein, das allen Zweck- und Nutzenbestimmungen enthoben ist, an dessen Seinkönnen keine Vor- oder Nachbedingungen gestellt werden, das nicht als Emanation, Funktion oder Platzhalter einer anderen Größe begegnet, ist sich wirklich selbst ganz gegeben, frei überantwortet und kann Zweck an sich selbst sein.

Skeptischen Zeitgenossen wird selbst diese »minimalistische« These vom Sinn und Wert des Daseins als weit überzogene Ausdeutung der Grundlosigkeit des Daseins vorkommen. Sie werden eine »nihilistische« Deutung menschlicher Daseinsverfassung vorziehen. Und sie werden die Rede über Wert und Würde des Menschen angesichts des Fehlens anderer Evidenzen höchstens unter Vorbehalt gelten lassen. Den Anspruch eines vielfach bedingten Menschen auf unbedingten Respekt seiner Würde werden sie allenfalls innerhalb der Grenzen seiner individuellen Vorzüge und Qualitäten, seiner gesellschaftlichen Relevanz oder des Nutzens für den Fortgang der Evolution anerkennen. Das ist nicht wenig, aber letztlich stellt es Wert und Würde des Menschen doch wieder zur Disposition. Ist ein Leben annehmbar, in dem jeder Mensch nur auf Zeit und unter Vorbehalt Anerkennung

und Respekt findet? Muss er sich in einer solchen Welt nicht als austauschbar, entbehrlich und letztlich als verzichtbar und überflüssig vorkommen? Kommt dies nicht dem Verhängnis gleich, als einer leben zu müssen, für den und seine Umwelt es im letzten keinen Unterschied macht, wenn es ihn ebenso gut nicht gibt?

Diese Fragen drängen darauf, nochmals sich dem zu stellen, was es mit der Grundlosigkeit des Daseins auf sich hat. Sie gleicht einem Vexierbild, einem »Kippbild«, in dem je nach Blickwinkel für zwei Betrachter jeweils ein anderes Bild sichtbar wird. Für den einen ist es die »nichtige« Grundlosigkeit, für den anderen die »wohltuende« Grundlosigkeit des Daseins. Welche ist das »wahre« Bild? Ist es bloß eine Sache der Einstellung, was man für »wahr« hält? Aber auch die Wahl einer Einstellung ist begründungspflichtig, soll sie von Willkür unterscheidbar sein. Um eine solche »Lebensentscheidung« kommt der Mensch nicht herum. Sie wird nicht in einer neutralen, distanzierten Haltung zu fällen sein. Man muss sich vielmehr »hineinziehen« lassen in den Widerstreit zwischen der Überzeugung von der »nichtigen« Grundlosigkeit des Daseins und der Wahrnehmung einer »wohltuenden« Grundlosigkeit, mit der dem Menschen sein Leben und seine Welt gegeben wird. Für welche Seite des Widerstreites man sich entscheidet, wird wesentlich mit den Konsequenzen zusammenhängen, die sich daraus ergeben.

Das Setzen auf die wohltuende Grundlosigkeit des Lebens hat nur dann etwas für sich, wenn es nicht folgenlos bleibt. Wenn es keine wohltuenden Folgen hat, taugt es nicht als Voraussetzung für ein sinnvolles Leben. Grundlos und zweckfrei sein Leben annehmen zu können, ist nur dann das Erste und Beste, was dem Menschen widerfahren kann, wenn es im Leben seine Fortsetzung findet. Das schließt den Widerstand gegen ein Dasein ein, das völlig verzweckt wird. Kann man eines verzweckten Lebens auf Dauer froh werden? Zum Beglückenden am Glück gehört, dass man zwar einiges für es tun kann, es aber nicht machbar ist. Es bleibt die freie »Zutat« zu unserem Bemühen. Zum Glück gehört, dass es keine Bedingungen und Forderungen stellt. Das macht es kostbar, unbezahlbar – und deswegen gerade nicht zu einem Privileg der Betuchten und Besserverdienenden.